Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 2 (1912)

Heft: 39

Artikel: Von den Blinden und ihrem Leben [Schluss]

Autor: E.S.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-641821

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

daß die Weiber vor Grauen zu weinen begannen, und die Männer ihr Entsetzen zu verbergen suchten unter einem zaghaften Lachen.

Mit den neuen Villen und Sommerhäusern, die sich oberhalb des Dorfes reiche Fremde erbauen ließen, drang die Aufklärung in die Berggemeinde. Sie kam langsam wie ein Frühlingsregen, der das Eis auf den Wassern lösen muß, und wurde wie ein Sturm, so stark und gewaltig, der die alten Ueberlieferungen aus den Herzen rieß, die Geister aufwühlte und das Körnlein Menschlichkeit in sie hineinwarf zum Keimen. Da mochte es in Zukunft aufgehen, wachsen und ein Baum werden, in dessen Schatten sich's vergnüglich rasten ließ, je nachdem die Geister der Einzelnen beschaffen waren. Einstweilen waren den Sommer lang die Dörfler mutige Aufgeklärte und wurden, wenn mit den Herbstnebeln die asketischen Mönche über den Gräbern der Toten von den Schrecknissen der Hölle sprachen, zu verzagten, ängstlichen Seelen. Die Fremden hatten sich das schönste Fleckchen des lieblich über Lugano gelegenen Bergdorfes ausgesucht. Dort, wo die Monte Rosa-Kette breit und majestätisch vor den Blicken liegt, hatten sie die Erde aufgerissen und das hügelige Weinland der Dörfler in Gärten und Parkanlagen umgewandelt.

Wie ein Auge, daraus der Himmel tief und unergründlich zurückstrahlt, lag ein Stückchen Seewasser tief unten und das schmale Wasserfädlein der Tresa lief zwischen dem überhängenden Wiesengebüsch in den See.

Das Land hatte der Gina gehört. Dort hatte sie noch im vorigen Jahre mit den Nachbarinnen gestanden im Sonnenbrand und die Hand schattend über die Augen gelegt, um ausschnaufend hinüber nach den Firnen zu sehen, die am Tage wie Rosen in einem warmen Lichte leuchten.

Sie hatten mit Jauchzen von den verstreut stehenden Rebstöcken die dickschaligen, schwarzen Trauben eingeheimst, die einen schweren, dunkeln Wein geben. Aus den Felsblöcken, die zwischen den Erhebungen des Hügels lagen, war der wilde Feigenbaum gewachsen, daran die kleinen, herben Früchte bis in den Winter hingen und nachreiften.

Nun stand dort ein eingezäunter Garten, daraus Lieder und Lachen mit einer Welle fremdländischen Blumenduftes drangen.

Das Tüchlein der Gina war voller Silberstücke gewesen, als sie den Verkauf ihres Landes abgeschlossen hatte.

„Das ist besser und langt weiter als die spärliche Frucht, die ich mit meinem Schweiß einheimsen muß," hatte sie geprahlt und das Tüchlein kunstvoll über dem Gelde verknotet. Bis nach Paris drang die Botschaft von ihrem Schatze, und ihr Mann strich die Farbe aus seinen Pinseln und hing den Malerkittel an den Nagel, daran sein Nebenmann den seinen aufgehangen hatte und kam heim. Wie hüpfte die Gina, als sie ihren Mann abholen ging und ihm das neue Bett zeigte und das feine Linnen mit den Spitzenkanten.

Sie hatte ein seidenes Tüchlein um den Kopf geschlungen und eine seidene Schürze um ihren Hochzeitsrock gesteckt. Auf dem Tische dampfte die Polenta, und der dunkle, dickflüssige Wein stand im Glase.

Dem Manne gefiel es so gut, daß er das Fortgehen vergaß. Aber die Silberstücke, die sie für ihr Hügelland eingetauscht hatte, waren nicht wie ein Stückchen Erde, das einem ans Herz wachsen kann wie etwas Liebes. Sie rollten, ehe es recht bedacht war, in aller Leute Taschen und kamen nicht wieder zurück.

Die Gina begann von früh bis spät über den Faulenzer zu seufzen und schalt, daß es durch die Gasse tönte und die Nachbarinnen sich lachend in die Seite stießen und verwundert sagten, wie schnell doch eine süße Traube abgegessen ist, die nachher den gelustigen Mäulern nichts als ihr leeres Gerippe entgegenhält.

„Das Teufelszeug, das Mannsvolk, ist schuld an allem Elend," sagte die Gina zu den Weibern, „an dem meinen und an dem der armen Erminia. Mein Tüchlein war so schwer."

Sie schüttelte die Hand, daran der Wassereimer hing.

„Nun ist mein Tüchlein leicht, und er geht nach Paris." Sie sah an ihrem Leibe herunter. Da lag ihr der Rock nicht mehr glatt und gefällig um die Hüften wie früher.

Da gab es bald Brod zu schaffen für zwei.

„Muß sie sterben, die Erminia?" murmelten die Weiber leise.

„Ja, sie muß sterben," hauchten sie. Sie trauten sich nicht, ihre Angst laut in die Dunkelheit zu rufen. Sie fürchteten, ihre Stimmen könnten die bösen Gewalten wecken, die lauernd in den Schatten sind. Drohend stand der Tod vor ihnen und dahinter die Schrecknisse der Ewigkeit.

Sie sahen, daß ihre Eimer leer waren und wagten nicht, zum Brunnen zu gehen nnd sie neu mit Wasser zu füllen. Alte Geschichten kamen ihnen in den Sinn, die ihnen die Großmutter erzählt hatte, lauter traurige, unheimliche Geschichten, wie sie an den einsamen Orten unter den Menschen von Mund zu Mund gehen und das Sterben schauerlich gestalten.

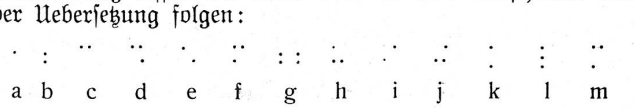
(Schluß folgt.)

Von den Blinden und ihrem Leben.

Von E. Schr.

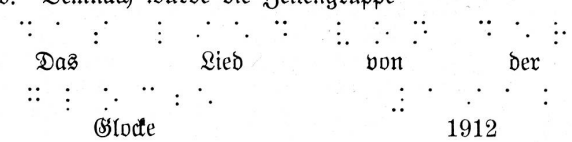
(Schluß.)

Wir haben in der letzten Nummer der „Berner Woche" von dem Sechspunkt-Schreibsystem gesprochen, das hauptsächlich in den Blindenanstalten gelehrt wird. Zur besseren Orientierung lassen wir einen Teil des Blindenalphabets mit der Uebersetzung folgen:

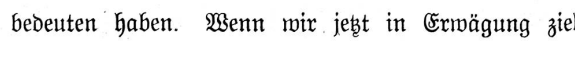


a b c d e f g h i j k l m

usw. Nehmen wir nun die Buchstaben a bis j und setzen vor jedes dieser Buchstabenzeichen die Figur ⠨ so entstehen aus ihnen die Zahlen 1 bis 0, oder aus a = 1, aus b = 2 usw. Demnach würde die Zeilengruppe



Das Lied von der



Glocke 1912

zu bedeuten haben. Wenn wir jetzt in Erwägung ziehen,

Die Zöglinge der Blindenanstalt Köniz.

daß die hier angedeuteten Punkte in der wirklichen Blind-Druckschrift bloß die Breite eines Millimeters haben und ihre Erhabenheit von der Papierfläche nur ein halber Millimeter beträgt, so können wir uns einen schwachen Begriff von dem wunderbaren Feingefühl machen, das die geschulten Blinden in ihren Fingerspitzen haben. Freilich, viel Geduld und eiserne Ausdauer braucht es, bis der Blinde aus den Punkten Gedanken heraustasten kann, obwohl behauptet wird, er lerne verhältnismäßig leicht „lesen". Der Unterricht selbst erfolgt folgendermaßen: Kommt ein blindes Kind als Zögling in die Anstalt, so lernt es die Punktbuchstaben vorerst auf einer hölzernen Tafel in bedeutend vergrößerter Form kennen. Erst nachdem ihm die Figuren einzeln ins Gedächtnis übergegangen sind, wird ihm die zweite „Lesetafel" vorgelegt, an der es die Buchstaben in doppelter Größe der normalen Formen kennen lernt. Alsdann, etwa nach dem zweiten Drittel des ersten Schuljahres, beginnt das „Lesen" in der Fibel mit der normalen Punktgröße und mit dem Anfang des zweiten Schuljahres kann ein normal begabtes Kind ordentlich geläufig lesen. Ueber die Fibel weg kommt das Kind zum Lesebuch der Elementarschulen und weiter zu Büchern aus der Anstaltsbibliothek.

Weit größere Schwierigkeiten als das Lesen, bereitet den blinden Schülern das Schreiben, zumal sie eigentlich in zweierlei Arten schreiben lernen müssen. Nämlich: das vorerwähnte Braille'sche Punktalphabet eignet sich nur für den Eigengebrauch oder für die Blinden unter sich, während für den Verkehr mit den Sehenden eine Schrift angewendet werden muß, die diese eben lesen können. Das Schreiben in der Punktschrift geschieht mittelst eines Metallstiftes in der Form einer stumpfen Ahle und eines Führungslineals. Mit dem Stift sticht der Blinde die Punkte seiner Schrift in starkes Papier ein und zwar von rechts nach links, damit er auf dem gewendeten Papier sein Geschriebenes von links nach rechts ablesen kann.

Um seinen Angehörigen zu schreiben, oder überhaupt mit Sehenden in Verkehr zu treten, verwendet der Blinde die sogenannte Stachelschrift, die aus einzelnen Typen besteht, an deren Stirnseite das erhöhte Buchstabenbild liegt, das am Fuße durch spitze Nadeln wiederholt ist. Das Blatt Papier auf das der Brief geschrieben werden soll, wird nun über dicken Filz eingespannt und hernach von rechts nach links Buchstabe um Buchstabe in Papier und Filzunterlage eingedrückt.

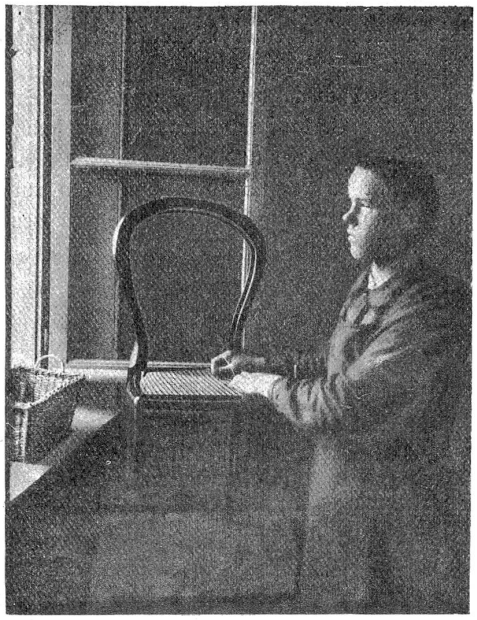
Das Schreiben mit diesen Stacheltypen ist jedoch immer eine umständliche Sache und erfordert viel Zeit. Wogegen ein gewandter Blinder die Punktschrift nach und nach ungefähr so geläufig schreiben lernt, wie ein mittelmäßig geübter Sehender die Kurrentschrift. Der Blinde hat auch noch eine Kurzschrift in Brailleschriftstaben, ganz ähnlich den gewöhnlichen Stenographiesystemen. Bei Anwendung der Kurzschrift wird er dem gewandtesten Kurrentschreiber wenig nachstehen.

Das Rechnen der Blinden ist in der Hauptsache Kopfrechnen. Hier kommt das ganz erstaunliche Gedächtnis dem blinden Kinde sehr zu statten und zeitigt oft ganz erfreuliche Leistungen.

Die richtige Vorstellung von den einzelnen Gegenständen wird den Blinden im sogenannten Realunterricht beigebracht. An Modellen von Geräten, an Tieren usw. lernen sie durch Befühlen die Formen kennen und sich einprägen. So gibt es Blinde, die selbst maschinelle Einrichtungen und mechanische Apparate genau kennen. Ueberhaupt lernt der Blinde das Technische leicht und sicher. Aus diesem Grunde wird in den meisten Anstalten das Korb- und Sesselflechten und die Bürstenmacherei mit Eifer gepflegt.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit wird in jeder Blindenanstalt dem Spielen von Musikinstrumenten gewidmet. Jahrelang spielt der blinde Schüler nur nach dem Gehör und verhältnismäßig erst spät kann mit dem Erlernen der ziemlich komplizierten und schwer verständlichen Musikschrift (ebenfalls nach dem System Braille) begonnen werden.

Haben wir nun bis hierher einen gedrängten Einblick in das Leben und Treiben der Blinden erhalten, so müssen wir uns doch noch die Frage stellen, was wird aber aus den blinden Knaben und Mädchen, wenn sie zu Jünglingen und Jungfrauen herangewachsen sind? Und wie gestaltet sich denn ihre Zukunft? Das „Wie" läßt einige Möglichkeiten offen. Der Blinde ist fast in der Regel eine anspruchslose Natur und ist mit spärlichem Brod zufrieden. Da handelt es sich in der Hauptsache darum, ihm Arbeit und Verdienst zu verschaffen. Die Zahl der ihnen zugänglichen Berufe müßte erweitert werden. Außer in der Korb- und Sesselflechterei und der Bürstenmacherei, sollten Schuhmacher, Schreiner, vielleicht auch Weber ausgebildet werden. Hernach müßte unter den schweizerischen Blindenvereinen ein Arbeitsnachweis eingerichtet und Handwerker wie Fabrikanten angegangen werden, blinde Gesellen



Ein blinder Knabe beim Sesselflechten.

einzustellen. In einzelnen Berufen, z. B. in der Klavierbauerei finden wir ja auch schon eine ordentlich große Zahl blinder Arbeiter zwischen Sehenden. Wenigstens in Deutschland ist es so, und ihre Arbeitsleistungen stehen denen ihrer sehenden Kollegen nicht nach. Vollends aber sollte die Klavierstimmerei in ergiebiger Weise gepflegt werden. Auch als Musiker könnten Blinde lohnenden Verdienst finden, wenn Privatgesellschaften bei Anlaß ihrer Tanzstunden und geselligen Anlässen an sie denken würden. Weit schwerer gestaltet sich die Erwerbsfrage für die blinden Mädchen, die bisher in der Hauptsache auf Handarbeit oder Bürstenmacherei angewiesen waren. Als weiterer Beruf könnte das Falzen in Buchbindereien in Betracht kommen. In jüngster Zeit hat man mit bestem Erfolg begonnen, sie hauswirtschaftlich auszubilden und sie zu nützlichen Familiengliedern zu erziehen. Auf dem diesjährigen Blindenkongreß in Braunschweig waren Mädchen anwesend, die, obgleich ganz erblindet, daheim die ganze Küche versehen sollen. In beschränktem Maße käme für die weiblichen Blinden auch die Musik in Betracht. Bereits gibt es einige Klavierlehrerinnen und Pianistinnen. Etwas ganz neues in der beruflichen Tätigkeit, vornehmlich der weiblichen Blinden, ist die Verbindung der Schreibmaschine mit dem Diktaphon. So wurden auf dem erwähnten Kongreß Referate der Tagung von einer Diktiermaschine aufgenommen und in einem andern Raume von einer blinden Maschinenschreiberin rasch und exakt übertragen. Von der Schreibmaschine und dem Diktaphon erhofft man überhaupt als weiblicher Blindenberuf für die Zukunft noch vieles. Bereits ist eine Schreibmaschine hergestellt worden, auf deren Tasten die Braillebuchstaben angebracht sind, deren Schrift aber die gewöhnliche Schreibmaschinenschrift zeigt. Auch in der Blindenanstalt Königsfeld soll in den Fortbildungsklassen die Schreibmaschine ihren Einzug halten.

Von Wichtigkeit für das wirtschaftliche Fortkommen der Blinden aber ist sicher auch, daß sie nach und nach etwas mehr aus ihren Kreisen herausgehen, öffentliche Ausstellungen ihrer Erzeugnisse veranstalten, sich den Sehenden anreihen und ihren Anschluß suchen, damit beide Teile sich aneinander gewöhnen lernen und gelegentlich über das Thema beraten: „Wie ist den blinden Mitmenschen weiter zu helfen."

Ein blinder Knabe beim Filieren.

Kunst und Lesestoff fürs Volk.

Von Arist Rollier. 2.

Die Musik ist eine der herzerhebensten Künste; im Kino wird sie leider meistens mißbraucht, um Gemeines mit einem duftigen Schleier halb zu verhüllen. Aber auch sonst leidet sie bei uns in der Schweiz vielfach durch Veräußerlichung, wenn auch nicht in so schlimmer Weise wie dort. Mit wie vielen drei- und vierstimmigen wertlosen Kompositionen quälen sich bei uns kleinere Gesangvereine in unzähligen Proben ab, und wie ist dadurch die spontane Freude am Singen, der Sinn für das schlichte Volkslied abgestumpft worden! Eine Menge von Leuten, auch Gebildete, deren Väter und Mütter noch zur Arbeit gesungen haben, können heute bloß von den ihnen im Verein eingedrillten Liedern mehr als die erste Strophe auswendig, geschweige denn ganze, alte Volkslieder? Manche, die Alt oder Baß oder Tenor gelernt haben, kennen von den einfachsten Liedern nicht einmal die Melodie, weil dies Sache des Soprans ist. Bei Wanderungen in der freien Gotteswelt kommen keine rechten Gesänge zuwege, wenn nicht der Schulmeister mit dem Taktstock vor der konzertgerecht aufgestellten Schar fuchtelt und nicht jeder sein Büchlein vor der Nase hat. Ein- oder zweistimmig Singen und auswendig Singen muß wieder viel mehr als bisher gepflegt werden, wenn die Musik ein lebendiger Teil unseres Wesens werden und nicht bloß ein schlecht aufgesetztes Pfropfreis bleiben soll. Wenn man solch köstliche Volksliedersammlungen wie den „Röseligarten" besitzt, dann sollte dieser Teil der Kunstpflege im Volk freudig aufgenommen werden; da ist schlichte und reine Kunst!

Hildur Dahlgren,
Mezzo-Sopran und Altpartien am Berner Stadttheater.

In der Dramatik: Deutscher Schund, anstatt Stücke einheimischer guter Dichter, Hans Sachs usw.

Ein scheinbares Nebengebiet, aber infolge allgemeiner Verbreitung gar nicht unwichtig, ist die Ansichtskartenindustrie, Geschmacksverderbnis: öde, blöde Genrebilder — warum nicht lieber hübsche Ansichten?

Ich muß in diesem Zusammenhange auch — wobei ich natürlich kein religiöses Gefühl verletzen möchte — ein anderes Stück künstlerische Unkultur kritisieren, das weit verbreitet ist. Ich meine die zahlreichen Glasbilder, die mit Vorliebe zur Osterzeit den Konfirmanden geschenkt werden und auch sonst häufig in den Familien zu treffen sind. Gerade wer es mit wahrer Religiosität gut meint, muß herzlich wünschen, daß künftig in protestantischen Häusern immer mehr an Stelle der weichlichen, süßlichen Christus- und Engelmalerei (Hoffmann, Plockhorst, Fr. Richter und ihre noch schwächern zahllosen Nachahmer), die großen christlichen und menschlichen Persönlichkeiten unter den protestantischen Malern durch die billigen guten Reproduktionen ihrer Werke zum Wort gelangen, die Steinhausen, Hans Thoma, Uhde, Gebhard, Burnand